Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 207. Bromberg, den 13. Oktober 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von Edmund Sabott.

(19. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Pettigrews ohnehin nicht sehr starke Sicherheit kam ins Schwanken. Er schien von vornherein auf Schwierigkeiten wie diese vorbereitet gewesen zu sein, und man sah ihm an, daß er ernstlich bemüht war, Dolans Mißtrauen zu zerstreuen. Es fiel ihm nichts ein. Er hatte seine Oberlippe zwischen die Zähne gezogen, wie es seine Art war, und blickte voller Unruhe zu Dolan hin. Schließlich, als er mit seinem Nachdenken zu keinem Ergebnis gekommen war, verschanzte er sich wieder hinter einem polternden Ton: „Sie wissen selber, daß es unmöglich ist, Ihnen Handschreiben der Damen vorzulegen. Ich kann Ihnen weder Briefe noch sonst welche Beweise dafür bringen, daß ich ermächtigt worden bin, mit Ihnen zu verhandeln. Sie müssen mir glauben oder nicht. Ihr Unglaube" — er hob die Stimme — „bringt das Leben Ihrer Töchter in Gefahr. Sie sollten sich das vor Augen halten!"

Er bewegte sich kaum, während er sprach, und sah noch immer allein Dolan an.

Der sagte: „Nun gut! Wir wollen weiterkommen! Nennen Sie Ihre Forderung!"

Es entstand eine Pause, und fast schien es, als sei Pettigrew selber nicht verwegen genug, seine Forderung sogleich auszusprechen. Sicherlich war er stets ein armer Schlucker gewesen, der die paar Dollar, die ihm aus einem Diebstahl oder sonst einem Verbrechen zugefallen waren, schnell vertan hatte, und dessen ganzer Lebenskampf sich um die Erlangung einer Handvoll Geld abgespielt hatte. Jetzt, da er eine Forderung aussprechen sollte, von deren Maßlosigkeit er selber sicherlich am meisten überzeugt war, verlor er ein wenig die Haltung.

„Es sind siebenunddreißig Damen an Bord", sagte er schließlich hastig, als sage er eine eingelernte Rolle auf. „Wir verlangen für den Kopf" — er betonte dieses Wort hämisch — „zehn Millionen Dollar, das sind zusammen dreihundertsiebzig Millionen, zahlbar an mich, und zwar sofort. Keinen Cent weniger!" ereiferte er sich, obwohl sich noch kein einziger Widerspruch erhoben hatte. „Sie zahlen, oder die Damen bluten. Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit."

Pettigrew schlug mit der Faust auf den Tisch und sah sich in der Runde um.

Offenbar war die Wirkung seiner Worte nicht so, wie er erwartet hatte. Er wußte nicht, ob er zuviel oder zu wenig gefordert hatte. Es rührte sich keiner. Man schien sein Verlangen ganz sachlich zu nehmen, und es zeigte sich keine Spur von der leidenschaftlichen Erregung, auf die Pettigrew sich innerlich eingestellt hatte. Allmählich löste sich die Spannung in seinem Gesicht. Er glaubte, die Schlacht gewonnen zu haben. In seine narbigen grauen Wangen stieg eine Röte, und seine etwas geschlitzten Augen blinzelten nervös.

Noch immer erhob sich nirgends ein Einwand. Pettigrew fühlte sich als Sieger.

Da erhob sich Dolan langsam von seinem Stuhl und schien vollkommen ruhig zu sein.

„Ich bezweifle, Herr Pettigrew", sagte er ohne die geringste Erregung, als spräche er über eine ganz selbstverständliche Geschäftsangelegenheit, „daß Sie sich selber ein Bild von der Verwirklichung Ihrer Forderung machen können. Ich muß es bezweifeln, weil Sie uns zur Aufbringung einer so ungeheuren Summe in barem Gelde nur vierundzwanzig Stunden Zeit lassen. Das ist unmöglich! Vollkommen unmöglich!"

„Sie nehmen aber an?"

Zu voreilig war diese Frage. Sie verriet Pettigrews heftige Freude, daß ihm ein so leichter Sieg gelungen war.

„Noch nicht — — —"

Dolan hob abwehrend und beschwichtigend die Hand, und dies galt ebenso dem Eifer Pettigrews wie dem lebhaften Widerspruch, der sich in den Mienen der Millionäre immer lebhafter spiegelte. Pettigrew hatte kein Auge dafür. Dolan erinnerte mit dieser Geste ferner daran, daß man ihn allein zum Wortführer erwählt und ihm bedingungslos die Verhandlung übertragen hatte.

„Wir sind im Prinzip nicht abgeneigt, Ihre Forderung anzunehmen, weil wir einsehen, daß uns nicht viel anderes übrig bleiben wird; ganz unmöglich aber ist es, das Geld in vierundzwanzig Stunden aufzutreiben. Ihnen wird an barem Gelde gelegen sein, und wir wollen es Ihnen auch beschaffen, weil kein einziger von uns wünscht, daß die jungen Damen länger als irgend nötig Ihrer Willkür ausgeliefert sind, aber wir müssen unbedingt auf Verlängerung der Frist drängen."

„Welche Frist verlangen Sie?"

Dolan zauderte. Er dachte an Osgoods berechnete Fahrtdauer und erwiderte: „Vier Tage von morgen vormittag an gerechnet."

„Unmöglich!"

Pettigrew schlug donnernd mit der Faust auf den Tisch und geriet in Erregung.

Entrüstete Stimmen über seine Unverschämtheit wollten laut werden. Verschiedene Herren sprangen auf, sie wandten sich teilweise gegen ihn, teilweise an Dolan. Ein Durcheinander von Stimmen entstand. Es gelang Dolan nur schwer, die Ruhe wieder herzustellen.

„Ihrem Unmöglich", versetzte er schließlich, „stelle ich ebenfalls unser Unmöglich entgegen — und wahrscheinlich mit größerer Berechtigung. Wir werden uns in diesem Punkt einigen müssen, oder — — —"

„Drei Tage!" schrie Pettigrew. „Drei Tage — keine Stunde länger!"

„Gut, drei Tage — aber vom morgigen Abend an gerechnet."

Dolans fragender Blick streifte für eine Sekunde Franks Augen. Ein kaum wahrnehmbares Nicken gab ihm Antwort.

„Ich gebe Ihnen im Namen aller das Versprechen, daß wir Ihnen in drei Tagen, von morgen abend um sieben Uhr an gerechnet, die dreihundertsiebzig Millionen auf den Tisch legen werden, wenn Sie noch einige unserer Forderungen erfüllen und wenn keiner der Herren einen Widerspruch hat."

Man widersprach tatsächlich und unterstützte damit Dolans Finte.

Pettigrew mußte überzeugt werden, daß es unmöglich war, eine so ungeheure Summe so schnell aufzubringen. Carrings, ein Reeder aus Boston, hatte drei Töchtere auf der „Springflower". Er erklärte sich außerstande, dreißig Millionen bis zu dem angegebenen Termin flüssig zu machen. Pettigrew verteidigte seine drei Tage mit heldischer Hartnäckigkeit, und man einigte sich schließlich dahin, daß andere für Carrings einstweilen einspringen sollten.

„Welche Sicherung geben Sie uns dafür," fragte Erwin, „daß Sie Ihr Wort einlösen werden, sobald das Geld in Ihrem Besitz ist?"

„Welche Sicherung?" fragte Pettigrew ahnungslos zurück.

„Wer kann Sie hindern, mit neuen Forderungen zu kommen, sobald wir Ihre ersten erfüllt haben?"

Pettigrew sprang auf.

„Ich werde keine neuen Forderungen stellen, sobald ich das Geld in der Tasche habe."

Es war schwierig, in diesem Punkte zu einer Einigung zu kommen, und schließlich erklärte sich Pettigrew zögernd bereit, daß er und die dreihundertsiebzig Millionen so lange unter der Kontrolle der Millionäre bleiben sollten, bis diese die Gewähr dafür hatten, daß die Damen ohne Fährnisse die Heimreise angetreten hatten.

„Wir haben noch eine weitere Forderung an Sie — —" begann Dolan.

„Ich lasse mich auf nichts mehr ein!" schrie Pettigrew und fuchtelte mit den Armen.

„Sie werden es wohl müssen! Versetzen Sie sich ganz leidenschaftslos und unparteiisch in unsere Lage. Sie kommen zu uns ohne Vollmacht, ohne einen einzigen Beweis, daß Sie der sind, für den Sie sich ausgeben, und daß Sie zu dieser Verhandlung überhaupt ermächtigt sind. Wir haben Sie angehört, wir haben mehr getan: wir haben Ihre Forderung ohne Schwierigkeiten bewilligt. Aber wer steht uns dafür ein, daß sich unsere Töchter tatsächlich ohne Ausnahme am Leben befinden?"

Pettigrew blieb die Antwort schuldig. Sein Gesicht war trotzig und verschlossen, aber es zeigte keine Ungeduld, und es sah aus, als würde er schon noch mit sich reden lassen.

„Sie mißtrauen uns; Sie werden uns nicht verübeln, wenn wir Ihnen mißtrauen. Es wäre nicht ganz unmöglich, daß Sie aus irgendeiner unbekannten Quelle um die Pläne jener Leute an Bord der „Springflower" gewußt haben, und daß Sie aus dieser Kenntnis unberechtigt Nutzen schlagen wollen. Ich sage, es kann so sein! Beweisen Sie uns, daß Sie tatsächlich mit der „Springflower" in Verbindung stehen, und daß man Sie mit dieser Verhandlung beauftragt hat; beweisen Sie uns ferner, daß alle Damen am Leben sind — und Sie haben unsere letzte Forderung erfüllt: Sie werden das Geld erhalten."

„Wollen Sie mir sagen, wie ich das in drei Tagen alles erfüllen soll?"

Dolan zuckte gelassen die Achseln.

„Das wird Ihre Sache sein, nicht unsere!"

„Es ist Ihre!" polterte Pettigrew. „Ihnen liegt das Leben Ihrer Töchter am Herzen, nicht mir!"

„Aber Ihnen die dreihundertsiebzig Millionen!"

Pettigrew schwieg.

„Machen Sie Vorschläge!" befahl er schließlich.

„Lassen Sie sich von Ihren Freunden Fernbilder der jungen Damen herüberfunken — —"

„Sie wissen besser als ich, daß die „Springflower" keine Einrichtung für drahtlose Bildübertragungen an Bord hat."

Dolan dachte nach, und als er damit zu keinem Ziele kam, erhob sich Frank.

„Es wird sich vielleicht ein Ausweg finden lassen," sagte er. „Jede der Damen müßte zunächst einmal ein persönliches Telegramm an ihre Eltern richten, worin sie bestätigt, daß sie sich wohlbefindet und daß sie wünscht, befreit zu werden. Schwieriger wird es sein, eine Bestätigung dafür zu erlangen, daß die betreffende Dame auch wirklich Absenderin des Telegramms ist. Aber auch das wird sich machen lassen. Ich schlage folgendes vor: Sicherlich hat jede der Damen aus ihrer Kinderzeit eine Erinnerung oder ein Erlebnis, das sie nur mit ihren Eltern oder sonst einem Nahestehenden teilt. Diese Erinnerung oder dieses Erlebnis könnte ganz kurz mit ein paar Stichworten mitgeteilt werden und würde genügen, den Eltern zu beweisen, daß sich ihr Kind noch am Leben befindet."

Pettigrew wollte Widerspruch erheben, er wollte entrüstet fragen, ob man im Ernst glaube, die Funkstation der „Springflower" habe nichts anderes zu tun, als lange Familiengeschichten über das Meer zu funken; man gab nicht nach. Pettigrew drohte damit, die Verhandlungen abzubrechen, er habe längst mehr Zugeständnisse gemacht, als ihm erlaubt worden sei. Er denke gar nicht daran, sich Bedingungen vorschreiben zu lassen. Als er gehen wollte, hielt man ihn nicht zurück, sondern wies nur noch einmal auf die Berechtigung der Forderungen hin. Vor die Wahl gestellt, abermals Zeit zu verlieren oder anzunehmen, streckte Pettigrew die Waffen. Er gab nach und nahm Frank Hulls Vorschläge an.

Kurz darauf hob Dolan die Sitzung auf, nachdem er nochmals bekräftigt hatte, daß Pettigrew gegen Vorlegung der verlangten Telegramme am Sonnabend nachmittag um sieben Uhr die dreihundertsiebzig Millionen Dollar hier an Ort und Stelle in Empfang nehmen könne.

Unbemerkt von Pettigrew hatte Dolan auf einen Klingelknopf gedrückt und dadurch den Haushofmeister herbeigerufen. Als der, die Befehle seines Herrn erwartend, im Rahmen der Tür stand, machte Dolan, indem er Pettigrew stumm ansah, eine deutliche Handbewegung zur Tür.

Alle erhoben sich, und der Sendbote der „Springflower" stürzte davon, als drohe ihm eine Gefahr.

*

Die Sitzung war kurz nach acht Uhr beendet, und man war rücksichtslos genug, den Obersten sofort zu wecken. Frank begab sich zu ihm und fand ihn im tiefsten Schlummer, aber auf den leisesten Ruf wurde er sogleich munter und behauptete, sich wunderbar gekräftigt zu fühlen. Dabei hatte er nur drei Stunden geschlafen! Er war in weniger als zehn Minuten zum Aufbruch bereit.

Man begab sich hinunter in den Gemäldesaal, wo noch alle versammelt waren, um Abschied zu nehmen. Eine etwas beklommene Feierlichkeit schwebte über allen. Man wagte nicht, den beiden, die zu einem ungewissen Abenteuer aufbrachen, laut Glück zu wünschen. Man drückte ihnen die Hände, flüsterte ihnen heimliche Worte zu und Grüße an die Tochter. Mrs. Rantoul weinte, als sie Frank Hull umarmte. Sie küßte ihm die Stirn und segnete ihn.

Diese Tränen in den Augen einer Frau erweckten den Obersten aus seiner stummen Gerührtheit, mit der er bisher den Abschied über sich hatte ergehen lassen. Er beugte sich ritterlich über Mrs. Rantouls Hand und drückte seine bärtigen Lippen darauf. Dann wandte er sich an die andern, und indem er die Hand der alten Dame noch immer in seiner hielt, während er die verstümmelte Schwurhand mit eindrucksvoller Gebärde emporhob, rief er: „Der Sieg wird dort sein, wo Gerechtigkeit und Gesetz ist, denn dort ist Gott!"

Er legte den Arm um Franks Schulter, machte dann kehrt und marschierte mit ihm zur Tür.

Dolan hatte bisher abseits gestanden, jetzt eilte er den beiden nach und holte sie an der Tür ein.

„Retten Sie Gwennie!" flüsterte er Frank zu. „Grüßen Sie mir — — das Kind — — —"

Dolans verstörtes, flehendes Gesicht war das letzte, was Frank Hull sah, dann trat er mit dem Obersten hinaus auf die Galerie, von der eine Treppe hinabführte in den prunkvollen Vorraum des Hauses.

Die hohe Flügeltür hinter ihnen war zugefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Paradies.

Skizze von Franziska Frankel.

Er war über die Straße gegangen, die in der Mittagssonne in einem Lichtwirbel von unerträglichem Glanz flimmerte. Der hatte sich in seine schwachen Augen gebohrt wie die Spitze eines riesigen Lichtschwertes, funkelnd wie Feuer. Und er konnte von der ganzen Straße nichts sehen als einen Funkenfall zerstiebender Sonnen, die auch noch nicht erloschen, als die Hufe des Pferdes schon über ihn hinweg gegangen.

Dann legte sich über die Augen ein kühles, dunkles Band — das Band der Ohnmacht.

Lange lag er wie in einem Todestraum, Dunkelheit um sich her, durch die Geräusche von Stimmen und Schritten drangen.

Als er zum erstenmal die Augen mit klarem Bewußtsein aufschlug, da glaubte er wieder, er wäre auf der Straße im Sonnenbrand. Denn da strahlten ihm eine Helle und ein unendlicher Glanz entgegen. Dann aber erkannte er, der Glanz und diese Helle kamen aus blondem Haar, und er sah ein schönes Frauengesicht, worin das eine Auge bläulich und das andere bräunlich zu schimmern schien, und er glaubte auf der Welt nichts Schöneres gesehen zu haben als dieses bläulich und bräunlich schimmernde Auge unter einer weißen, runden, kindlichen Stirn.

Er fragte nicht: „Wo bin ich?" Er sagte zu sich selbst: „Ich bin im Paradies!"

Die Frau, die sich über ihn geneigt, trat zurück. Ein alter Männerkopf, weißhaarig und mild, ward über dem Lager sichtbar. Die Hand des Arztes tastete über die Verbände, in die man den Oberkörper gezwängt.

„Sie haben Glück gehabt, junger Mann. Das hätte bös abgehen können. Aber Ihre Brust, so schmächtig sie ist, hat Knochen wie aus Stahl. Haben Sie Schmerzen?"

Ja — jetzt fühlte er die großen Schmerzen. Wie konnte es auch anders sein? Ohne Schmerzen kommt man nicht ins Paradies.

„Was sind Sie?"

„Student."

„Haben Sie Angehörige hier? Freunde?"

„Nein."

„Wie heißen Sie?"

Da fielen dem Studenten die Augen wieder zu, als wolle er ein Namenloser, Ungekannter bleiben. — —

— — Er war genesen.

Die langen, schmerzhaften Krankheitswochen waren an ihm vorübergegangen wie ein Traum. An jedem Tage kam sie an sein Lager, sie, Frau Rotraut Waendler, die mit ihrem Gefährt fast den Studenten zu Tode gefahren, als die Augen ihm auf der golden flimmernden, mittäglichen Straße wie geblendet gewesen waren.

„Wie rasch alles an ihm heilt! Wie schnell er gesundet. Ja, ja, die Jugend!" sagte der Arzt.

Aber es waren wohl nicht allein die Jugend und die gesunde Kraft seines Körpers, die ihn so schnell geheilt, sondern wohl mehr die Sehnsucht und der Wille: ich will gesund werden und mit ihr im Paradiese wandeln. Noch fuhr Herr Waendler, der Gatte, auf fremden Meeren und an fremden Küsten. Noch konnte sein Schatten nicht auf sein Glück fallen.

„Ich lasse Sie nicht fort, bis alles verheilt ist und nichts mehr an Ihren Unfall erinnert", sagte Rotraut Waendler. „Sie sollen viel im Garten sein. Der Garten ist so schön in diesem Sommer, so schön!"

„Der Garten ist wie das Paradies!" sagte der junge Student laut. Und leise sagte er zu sich selbst: „Und du mit deinen hellblonden Haaren und den Augen, von denen das eine bläulich und das andere bräunlich schimmert, du bist auch das Paradies . . ."

Sie wandelten im Garten. Ganz allein. Sie saßen in den Lauben und sprachen viel Worte, von denen keiner wußte, ob sie klug oder töricht waren. Sie waren beide so jung. Wenn ihn im Nebeneinandergehen ihr Kleid streifte, schloß er die Augen und zitterte.

Dann wußten sie nichts mehr zu sagen. Ein Schweigen lag zwischen ihnen. Ein Schweigen, süß zugleich und beklemmend.

Der Garten duftete. Es schienen nicht nur die Blumen zu duften, sondern auch die Blätter, die Baumstämme, die ganze Erde ringsum.

Dann sah sie ihn an mit den sonderbaren Augen. Und er neigte sich zu ihr hinab und küßte sie.

„Schade! Nun müssen Sie doch gehen!" sagte sie traurig.

„Natürlich!", sagte er. „Heute wie vor Tausenden von Jahren vertreibt nach dem Sündenfall der Zürnende über den Wolken den Menschen aus dem Paradies!" — —

— — Nun sitzt er wieder in seinem Mietszimmer. Wie lange ist es schon her, daß ihn auf goldener Straße ein Gefährt überfahren? Er weiß es nicht.

Wenn er sich im Spiegel erblickt, erschrickt er über sich selbst. Alt und bleich ist er geworden, und unter den Augen liegen so tiefe Löcher, daß man die Finger hineinlegen könnte. Die Tage tropfen langsam fort. Die Sommer und die Winter gehen.

Manchmal kommt er an einem Gartentor vorüber. Ferne, ferne sieht er Rotraut am Arme ihres Gatten.

Sie ist jung. Er ist alt. Ihr Schal flattert ein wenig im Winde, auch die hellblonde Schläfenlocke. Sie hat die Wimpern so tief gesenkt, daß man, auch wenn man dicht vor ihr stände, nicht sehen könnte, daß das eine Auge ein wenig bläulich schimmert, das andere ein wenig bräunlich.

Ein Hund bemerkt den Fremden und bellt.

Bevor der Mann und die Frau aufschauen können, ist jener verschwunden, der am Gitter gestanden und die Finger so fest um die Stäbe gepreßt hatte, daß die Handflächen schmerzten . . .

Die Frau im Bart.

(Von unserem ständigen römischen Berichterstatter.)

Una fanciulla nella barba? Ein Mädchen im Bart? Das ist die Frage, die jetzt nicht nur Römer und Juden bewegt, sondern jeden interessieren wird, der schon einmal von Moses und Michelangelo gehört hat.

Seit ein Laie, ein römischer Arzt, durch einen Zufall oder ein göttliches Gesicht vor einiger Zeit entdeckte, wonach die Gelehrten vierhundert Jahre vergeblich gesucht hatten, ein Selbstporträt Michelangelos, an einer allerdings ungewöhnlichen Stelle entdeckte: in der Haut eines Geschundenen, die grauenhaft aus dem Jüngsten Gericht in der Sixtina herausleuchtet, seit dieser kunsthistorischen Sensation ist Michelangelo in den Geruch eines in geheimen Künsten bewanderten Menschen gekommen. Eines Mannes, der vermutlich mehr Dinge in seine Werke hineingeschmuggelt hat, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt. Eines Duckmäusers, muß man schon sagen, von dem man sich noch allerhand Überraschungen erwarten darf.

Es ist an der Zeit, nicht nur seine Gem[illegible] [illegible] seine Bildhauerarbeiten, die uns bisher de[illegible] [illegible] Wucht erschienen, unter die Lupe zu nehme[illegible] [illegible] soll man dazu sagen, wenn nun hinterher Wese[illegible] [illegible]slicht krabbeln, die sich in Haut und Haar seiner [illegible] [illegible]andfrei katalogisierten Gestalten eingenistet haben. Wenn aus dem Barte des Propheten plötzlich dem andächtigen Beschauer ein Mädchen — Sie gestatten doch? — ins Gesicht springt!

Solches hat sich ereignet. In einer der gerade wegen Michelangelo berühmtesten Kirchen Roms, in der uralten Basilika S. Pietro in Vincoli. Jeder Romfahrer ist dort gewesen, jeder hat vor dem gewaltigen Bildwerk des Marmortitanen gestanden, vor dem gehörnten und ergrimmten — Gesetzgeber Moses. Die wohlausgebildeten Hörner verdankt der große Religionsstifter nicht etwa einem Geburtsfehler oder einer Priesterwürde, sondern bloß einer falschen Bibelübersetzung, was Michelangelo vielleicht nicht wußte. Zum Grimm haben ihm die Juden mit ihrer Abgötterei Veranlassung gegeben, und den Siebenmännerbart gab ihm der Künstler, um die zornige Rechte so recht in den Haarfluten wühlen lassen zu können. Michelangelo war auch an dieses Werk, ein Gruppendenkmal für Julius II., mit jenem zyklopischen Rausch herangegangen, der niemals Vollendung finden konnte — von dem eruptiven Aufwand blieb eigentlich nur die Mosesstatue, freilich wie ein Urblock, ein Fels. Die Arbeitslust und -kraft erstarrte dann wie Lava. Und nun dämmert der Riese Moses schon lange in dem mystischen Halbdunkel des Querschiffes dahin, mehr angestaunt als geliebt von den Fremdenscharen. Man begreift an dieser unmöglichen Stelle nur schwer seinen furchtbaren, gotthaften Zorn.

Einem stillen Beobachter, der sich durch diesen Ausbruch nicht gleich abschrecken ließ, ist nun aufgefallen, daß sich durch die wilden Strudel und Stromschnellen der kolossalen Bartflut eine weiche, anmutige, schmiegsame Linie zieht. Er folgt ihr verwundert nach und sieht, daß sie sich — wer beschreibt sein Erstaunen! — zu einer menschlichen Gestalt formt, deutlicher, immer deutlicher, bis sich die zarten Rundungen zu einem weiblichen Wesen auswachsen. Erschrocken fährt er auf die Seite, glaubt an eine optische Täuschung, an ein Spiel des Lichtes — — nein, es ist kein Irrtum: da der leichtgebogene Arm, die feine Hüfte, das Haar, das Gesicht!

Und das Mädchen lächelt, unergründlich, geheimnisvoll wie die Mona Lisa, es blüht wie eine Blume in der eisigen Unendlichkeit der Statue, feierlich und ruhig wie das undurchdringbare Schicksal.

Lächelt in der erschrecklichen Bartwildnis. Wer sie nur sein mag?

Um die Wahrheit zu sagen, das weibliche Wesen ist da, mir aber scheint es etwas ältlich zu sein. Und ein gelehrter Freund, dem ich meine neue Bekanntschaft zeigte, stellte geradezu fest, daß es keine fanciulla, sondern eine vecchia sei, eine Alte. Er holt jetzt eine alte Geschichte ausgegraben, die berichtet, wie seinerzeit eine böse Sieben, aber eine kunstverständige, kopfschüttelnd vor dem Moses stehen blieb und Michelangelo angiftete: „Warum denn dieser Bartwald, he? Wohl damit ihm der Kopf nicht herunterfällt?"

Tatsächlich sitzt der Kopf des Moses etwas sonderbar. Vielleicht, daß Michelangelo die Berechtigung der Kritik eingesehen und daraufhin in einer seiner sonderbaren Launen die Alte in den Bart hineingemeißelt hat, um mit dem großen Gewicht die Verschiebung des Kopfes zu rechtfertigen?

Gustav W. Eberlein.

Zwerge und Riesen unter den Sternen

Von H. S. Auerbach.

Wenn man von Riesen- und Zwergsternen spricht, so denkt man dabei gewöhnlich an die Lichtstärke dieser Himmelskörper, weniger aber an die tatsächliche Größe oder Masse, die übrigens erst in den letzten Jahren Gegenstand näherer Untersuchungen gewesen sind. Der Astronom Max Wolf hat unlängst im Sternbild der Jungfrau ein Sternchen 13. Größe entdeckt, „Wolf 359", das eine große Eigenbewegung aufweist. Nur sechs Sterne waren bisher bekannt, die noch schneller liefen. Für den neuentdeckten Stern wurde mit dem hundertzölligen Spiegelteleskop der Lickssternwarte die ansehnliche Parallaxe von etwa vier Zehntel Sekunden gemessen, was besagen will, daß dieses Sternchen uns noch etwas näher steht als der Sirius. Nur zwei Sterne sind uns bekannt, die uns noch näher sind, Alpha Centauri und der sogenannte Barnardsche Stern. Das Spektroskop zeigt uns, daß der neue „Wolf 359" mit einer Geschwindigkeit von neunzig Kilometern in der Sekunde sich uns nähert. Messungen haben ergeben, daß er nur ein Fünfzigtausendstel des Lichts der Sonne ausstrahlt, wenn man beide Himmelskörper auf den gleichen Abstand von der Erde annimmt. —

Es ist natürlich sehr schwierig, von einem so schwach leuchtenden Stern ein brauchbares Spektrum zu bekommen, dennoch gelang es. Dies nur einen halben Zentimeter lange Spektrum ist photographiert worden und zeigt genügend Einzelheiten, um den Stern in eine der Spektralklassen einteilen zu können. Es ergibt sich daraus, daß „Wolf 359“ die niedrigste in der Sternenwelt bekannte Temperatur zu haben scheint. Er gehört zu den roten, kalten Sternen. Aus dem Spektrum läßt sich nun wieder sein Durchmesser berechnen, und man darf annehmen, daß der Stern nicht größer ist als unser Jupiter, vielleicht nicht einmal größer als der Saturn. Diese Messungen sind naturgemäß ungemein schwierig, und das Ergebnis kann keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen. Die Masse dieses Zwergsternes hat man auf ein Zehntel von der der Sonne berechnet, seine Dichtigkeit ist mehr als hundert mal so groß als die unseres Zentralgestirns. Das wäre ungewöhnlich hoch, wenn auch nicht zu vergleichen mit der Dichtigkeit des weißglühenden Sirius.

Auch nach der anderen Richtung hat man in jüngster Zeit neue Entdeckungen gemacht und Sterne gefunden, die in ihren riesenhaften Ausmaßen alles bisher Bekannte übertreffen. Vor einigen Jahren hat man mittels der Interferometrie auf indirektem Wege, aber sehr genau die wirklichen Durchmesser der Sternenscheiben gemessen und dabei gefunden, welch riesenhaften Umfang gewisse Sterne huben, wie zum Beispiel Beteigeuze und Antares; aber bei diesen ist dafür die Dichtigkeit äußerst gering; die äußeren Schichten schienen allmählich in ganz feinen Nebel überzugehen. Von anderer Beschaffenheit ist jedoch der noch wenig erforschte Stern 27 Canis Majoris, der nicht fern vom Sirius steht. Über ihn hat O. Struve interessante Einzelheiten im Astrophysikalischen Journal veröffentlicht. Es ist ein für das bloße Auge kaum sichtbarer Stern vierter oder fünfter Größe, anscheinend ein einfacher Himmelskörper wie die meisten anderen. Aus Lichtbildern, die seit zwanzig Jahren von der Gegend am Himmel, in der er sich befindet, genommen sind, hat Struve gefunden, daß dieser anscheinend einfache Stern sich in Wirklichkeit aus vier Einzelsternen zusammensetzt. Er besteht aus zwei Systemen, die sich um einander drehen und deren jedes wieder aus zwei sich umeinander drehenden Einzelsternen besteht. Wenn man diese Vorgänge auch noch nicht im Fernrohr beobachten kann, so lassen sie sich doch aus den Eigenarten des Spektrums mit Sicherheit ableiten: wir haben es hier mit einem sogenannten spektroskopischen Doppelstern zu tun. Die beiden Doppelgestirne drehen sich um den gemeinsamen Schwerpunkt in einem Zeitraum von etwas mehr als drei Jahren und zwei Monaten. — Die gesamte Mindestmasse dieses Viergestirns, das mit bloßem Auge kaum sichtbar ist, wird nun mit dem 950fachen der Sonne angenommen, woraus man sich eine Vorstellung von dem ungeheuren Umfang des Himmelskörpers machen kann. Was die Verteilung der Masse in dem ganzen System betrifft, so weiß man vorläufig nur so viel, daß die beiden Doppelsterne etwa gleich schwer sind, über das Verhältnis von A zu B und von C zu D steht dagegen noch nichts fest. Im Durchschnitt muß jeder dieser für sich allein unsichtbaren Einzelsterne aber zwei- bis dreihundertmal so schwer sein wie unsere Sonne. Derartige Massen waren bislang in der Sternenwelt nicht bekannt. Spektroskopische Doppelsterne mit Massen von dem Dreißigfachen der Sonne sind schon selten, und man kennt nur einen einzigen, der die einhundertfünfzigfache Masse der Sonne aufweist. Wenn bei allen den genannten Werten nun auch noch ein bestimmter Abzug gemacht werden muß, so steht doch zweifelhaft fest, daß 27 Canis Majoris ein ganz ungewöhnlich großer Stern sein muß. Seine Parallaxe ist noch nicht gemessen, woraus man weitere Einzelheiten ableiten könnte; doch hat Struve auf Grund anderer Faktoren seine Entfernung auf etwa die dreißigfache des Sirius geschätzt.

Vergessene Anekdoten.

Von J. H. Rösler.

Die Königin Anna von England fragte einen Höfling: „Wie spät ist es?“

„So spät Majestät befehlen“, dienerte er.

*

Lord Hamilton erstach im Rausch den Kellner eines Gasthofes.

„Er ist tot, Mylord,“ jammerte der Wirt.

„Schön. Setzen Sie ihn auf meine Rechnung,“ erwiderte Hamilton gelassen.

*

Höflinge berichteten eines Tages Voltaire, daß der König ihm zürne und nichts mehr von ihm wissen wolle.

Er begab sich sofort zu Friedrich dem Großen.

Der König drehte sich um und zeigte ihm den Rücken.

„Also ist es doch nicht wahr,“ lächelte Voltaire, „daß der König mir feind ist.“

„Wieso?“

„Weil Sie nie Ihrem Gegner den Rücken zeigen.“

*

Levet, ein berühmter Pariser Arzt, wurde einst an das Krankenlager der Dauphine berufen.

„Sie werden sich dadurch einen Namen verschaffen,“ bemerkte der Dauphin.

„Wenn ich noch keinen Namen hätte,“ entgegnete der Arzt, „stände ich jetzt nicht hier.“

*

Ein Franzose begegnete einem englischen Soldaten, der eine Medaille als Andenken an die Schlacht von Waterloo trug.

„Das Ding ist keine fünf Franken wert,“ spottete er.

„Schon möglich,“ antwortete ruhig der Engländer, „daß unsere Regierung nicht mehr dafür bezahlt hat, aber die Franzosen kostet sie immerhin einen Napoleon.“

Bunte Chronik

* **Die Teufelanbeter.** Verschiedene Zeitungen berichteten kürzlich, daß ein Einwohner Barcelonas ein Testament hinterlassen habe, in dem er seine Seele dem Teufel vermachte. Solcher Glaube an den Teufel ist selbst im „aufgeklärten“ Europa noch nicht ausgestorben. Kein Wunder also, daß es in Kleinasien einen ganzen Volksstamm gibt, der noch an den leibhaftigen Satan glaubt und ihn in den Mittelpunkt seines Kultus stellt. Es sind die sogenannten Yezidis, auch Teufelanbeter genannt. Die Yezidis (der Name kommt von einem altpersischen Wort für „das Höchste Wesen“) leben zerstreut durch Kleinasien und am Rande der syrischen Wüste. Ihr Mittelpunkt liegt in den Bergen, die den Golf von Alexandrette begrenzen. Sie haben die Lehre des Koran vom Fall Luzifers nach seiner Empörung gegen den Weltschöpfer übernommen, glauben aber, daß er einmal wieder zur Macht gelangen wird. Sie bringen ihm daher die höchste Verehrung entgegen, weil er später nach seinem unerwarteten Aufstieg seine Anhänger herrlich belohnen wird, wie er schon jetzt die Macht haben soll, den Sterblichen Schaden zuzufügen. Die Dörfer dieser 200 000 Yezidis werden immer in der Nähe eines Baches oder Flusses angelegt, da der böse Blick angeblich keinen Schaden mehr anrichten kann, sobald sein Träger ein fließendes Wasser überschritten hat. In einzelnen Fällen führen sie einen Graben mit fließendem Wasser auch direkt durch ihre Häuser. Wenn ein Yezidi auf dem Sterbebett liegt, so pflegen seine Angehörigen seinen Mund mit Wasser zu füllen.

*

* **Noch ein Drama Ibsens als Oper.** Nach dem „Peer Gynt“ wird nunmehr auch Ibsens „Olaf Lilienkranz“ vertont, und zwar von einem begabten norwegischen Komponisten namens Arne Eggen. Als Ibsen dieses Werk vor 45 Jahren schrieb, hegte er den Wunsch, es einst als Oper aufgeführt zu sehen. Olaf Lilienkranz, der Held des Stückes, ist ein Schwärmer und Träumer von jener Art, wie ihn der Dichter so meisterlich in „Peer Gynt“ gezeichnet hat. Man sieht der Ausarbeitung dieser Oper in allen skandinavischen Ländern mit regem Interesse entgegen.

Lustige Rundschau

* **Eine gute Partie.** Der Vater der jungen Dame: „Haben Sie denn auch eine gute Stellung?“ — Der Bewerber: „Nun, ich habe so viel, daß ich eine Familie anständig erhalten kann.“ — Der Vater der jungen Dame, indem er seinen Vollbart durch die Finger gleiten läßt: „Schön, ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß unsere Familie aus sieben Köpfen besteht.“

*

* **Ursache und Wirkung.** „Wie kommt es denn, daß man dich nicht mehr mit Fräulein Mimi zusammen sieht?“ — „Sehr einfach: weil sie verheiratet ist.“ — „Ach, verheiratet? Sehr interessant. Mit wem denn?“ — „Nun, mit — mir!“

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.